

**Zeitschrift:** Schweizerische pädagogische Zeitschrift  
**Band:** 9 (1899)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Über die geistige Entwicklung des Kindes in den ersten Lebensjahren  
**Autor:** Zollinger, Edwin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-788732>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Über die geistige Entwicklung des Kindes in den ersten Lebensjahren.

Von Dr. Edwin Zollinger.

Keine Zeit hat für die Entwicklung der Kindesseele ein grösseres und allgemeineres Interesse gehabt als die unsrige. Schon ein rascher Blick auf das Schriftwesen der Gegenwart zeigt dies aufs deutlichste; in allen modernen Literaturen tritt uns die Tatsache entgegen, dass die vornehmsten Geister die Kindheit zum Gegenstand ihrer Dichtungen machen. Die Schweizer gehen hier voran. Gottfried Kellers Grüner Heinrich, Frau Regel Amrain und ihr Jüngster, Conrad Ferdinand Meyers Leiden eines Knaben, Adolf Vögtlins Vaterwort und Das Vorspiel des Lebens von Fritz Marti sind Werke, in denen jugendliche Helden die Hauptrolle spielen. Und in der Tat muss es für den Dichter eine ausserordentlich anziehende Aufgabe sein, die kindlichen Gefühle, Gedanken und Willensäusserungen in ihrer spontanen Erscheinung zu analysiren und darzustellen. Das Interesse wird noch erhöht, wenn die Erzählung biographischer Natur ist, wenn sie den Werdegang des Dichters selbst in seinen Anfängen darstellt. Hierin liegt auch das Geheimnis des Erfolges dieser Schriften: das Genetische, Entwickelnde zieht an, und das Elementare, Ungebrochene und Einfache des kindlichen Gemütes und Geistes muss — gemäss dem uralten Gesetze des Kontrastes — auf die komplizirte moderne Seele eine ganz besondere Wirkung ausüben. Nicht minder intensiv beschäftigt sich die Wissenschaft mit der Kindesseele und muss sich mit ihr beschäftigen; denn die Forschung rückt überall vor und erblickt den Lohn ihrer Arbeit einzig und allein in den Resultaten. Freilich werden die Ergebnisse der Kindesforschung auch gebraucht, um andere Fragen, namentlich solche der Entwicklungsgeschichte, d. h. Fragen nach der Herkunft des Stammes, ja des ganzen Menschengeschlechtes, der Lösung entgegenzuführen. Dazu wird beispielsweise der Robinsonsche Versuch zu rechnen sein. Ein englischer Arzt,

Louis Robinson, stellte die Tatsache fest, dass das neugeborne Kind imstande sei, sein ganzes Gewicht durch Erfassen eines dünnen, wagrechten Stabes zu tragen — gleich einem Äffchen. (Sully S. 5.) Welche Auslegung diesem Versuche zuteil geworden ist, möchte klar sein. Im ferneren zeigte Sir Lubbock, dass zwischen den niedrigsten Menschenrassen und den Kindern zahlreiche naheliegende Ähnlichkeiten sich vorfinden, was wieder für die Entwicklungslehre ausgenützt wurde. Wenn wir uns hier mit der geistigen Entwicklung des Kindes beschäftigen, so geschieht es aus rein wissenschaftlichen, namentlich aber aus pädagogischen Gründen. Die Art dieser Entwicklung soll uns zeigen, wann und wie die erzieherische Tätigkeit auf die jugendliche Seele einwirken kann und soll.\*)

Allem Anschein nach ist der Eintritt in die Welt für den jungen Erdenbürger mit Gefühlen des Schmerzes verbunden, und auch noch in den ersten Tagen, ja Wochen, überwiegen jedenfalls die Unlustgefühle bei weitem. Ein Glück also, dass der Schlaf alle die unangenehmen Einflüsse des Hungers und Durstes, der Kälte und Nässe recht lange — bis zwanzig Stunden im Tage — unterbricht und dann vollständig aufhebt; denn von einem Träumen kann jetzt noch nicht die Rede sein, da die Seele ohne Inhalt ist. Neben den impulsiven Bewegungen der Glieder, neben den instinktiven Bewegungen, die mit der Ernährung zusammenhängen und neben einigen Reflexen, wie Schreien, Gähnen, Niessen, sind die Funktionen der Sinnesorgane die ersten Äusserungen der Nerventätigkeit. Davon haben wir also zunächst zu reden. Es unterliegt keinem Zweifel, dass Geschmacks- und Geruchsorgan gleich zu Anfang funktionieren. Sofort nach der Geburt werden angenehme und unangenehme Gerüche von einander unterschieden. Auf sehr kräftige Einflüsse der letzteren Art tritt Stirnrunzeln und Niessen ein. Ebenso vermag die Zunge stark von einander abweichende Geschmacksempfindungen, wie süß, salzig, sauer, bitter wohl von einander zu unterscheiden, das zeigen

\*) Benutzte Literatur:

Preyer, Die Seele des Kindes. Vierte Auflage. Leipzig. 1895.

Sully, Untersuchungen über die Kindheit. Übersetzt von Dr. J. Stimpf. Leipzig. 1897.

Penzig, Ernste Antworten auf Kinderfragen. Berlin. 1897.

Scholz, Die Charakterfehler des Kindes. Leipzig. 1891.

Monroe, Das Studium der Kindesseele in Amerika. D. Zeitschr. für Ausl. Unterrichtsw. III. Jahrg. Heft 3. 1898.

Unruh, Veranlagung und Erziehung. Nord u. Süd. 69. Band. S. 172—187.

Baumann, Über Willens- und Charakterbildung etc. Samml. von Abhandl. aus dem Gebiete der päd. Psychologie und Physiologie, herausgegeben von Schiller und Ziehen. I. Band. Heft 3. Berlin. 1897.

die verschiedenen nach diesen Empfindungen eintretenden Reflexbewegungen. Schwach bittere oder schwach saure Flüssigkeiten bewirken aber, wie schwach süsse, Saugbewegungen, also ist die Empfindlichkeit der Zunge anfänglich nicht sehr gross. Sie steigert sich aber rasch und ist dann beim zwei- bis dreijährigen Kinde wohl grösser als beim Erwachsenen, bei welchem das Geschmacksorgan durch Einflüsse der Vernunft und des Willens an seiner Ursprünglichkeit verloren hat. Öfters kommt es vor, dass Kinder diese oder jene Speise verschmähen. Fast allgemein wird dies als Unart bezeichnet, die möglichst rasch abzugewöhnen sei. Andere sind der Meinung, dass man den Geschmack des Kindes anfangs etwas gewähren und erst nach und nach an die Ernährung der Familie gewöhnen solle. (Preyer, S. 92.) Diese allmäliche Anpassung, verbunden mit suggestivem Zureden, möchte jedenfalls mehr erreichen als Zwang oder Züchtigung.

Auch der Gefühlssinn ist schon in den ersten vierundzwanzig Stunden tätig, wie die mit den Gefühlsempfindungen verbundenen Reflexe zeigen: Das Waschen verursacht Schreien, beim Berühren der Innenflächen der Hand schliessen sich die Finger, beim Kitzeln von Lippen und Zunge treten Saugbewegungen ein. Die Schmerzempfindung verläuft aber nicht so rasch und hat bei weitem nicht die Intensität wie bei dem einige Jahre älteren Kinde. Wenn daher dieses letztere beim Waschen oder beim Fallen oder bei einer Verletzung stärker schreit als früher, so ist dies eine Folge des stärkeren Schmerzgefühls, der grösseren Empfindlichkeit. Mit der Verfeinerung des Gefühls muss also auch die Stärke des Willens gebildet werden; denn dieser ist es, welcher die Reflexbewegung (das Schreien) hemmt, ja überwindet.

Die für das Geistesleben insbesondere wichtigen Sinne, Gehör und Gesicht, zeigen keineswegs die gleiche Ausbildung wie die sogenannten niederen Sinne. So ist das Kind nach der Geburt noch taub. Für diese sonderbare Erscheinung weiss man auch den Grund anzugeben. Er liegt darin, dass die Paukenhöhle mit Flüssigkeit gefüllt ist. Erst durch wiederholtes und längeres Atmen und Schlucken wird letztere entfernt und das mittlere Ohr füllt sich mit Luft, so dass gegen Mitte oder Ende der ersten Woche starke Schalleindrücke empfunden werden. Beim Händeklatschen schliesst beispielsweise das Kind dann beide Augen. Vollständig verschieden von dieser Bewegung ist das Augenzwinkern, d. h. der plötzliche Lidschluss bei schneller Annäherung eines Gegenstandes gegen das Gesicht ohne Berührung. Diese Reaktion, die später auch dann eintritt, wenn eine Glasscheibe zwischen die Augen und den

bewegten Körper gehalten wird, stellt sich beim Kinde erst gegen Ende des zweiten Lebensmonates ein.

Keinem Sinne wird mehr Aufmerksamkeit geschenkt als dem Gesichtssinn und mit immer neuer Freude konstatirt man jeweilen dessen Fortschritt. Teilnahmslos starrt das Neugeborne in die Welt hinaus und bewegt die Lider und die Augen so eigentümlich, dass oft ein besorgnis-erregender Gesichtsausdruck entsteht. Ohne Zweifel wird das Licht wenige Minuten oder Stunden nach der Geburt empfunden, beim Erwachen jedenfalls besser als nachher. Die Pupille ist zunächst klein, aber sie zeigt schon Verengung im Licht und Erweiterung im Dunkeln. Ein Ereignis ist es, wenn der Säugling zum ersten Mal den Blick auf uns richtet und imstande ist, einem bewegten Gegenstande mit den Augen zu folgen. Diese Fähigkeit, das Fixiren, tritt in der zweiten oder dritten Woche ein; damit hört das Starren auf und das Blicken beginnt, wodurch das kleine Gesichtchen zum ersten Mal einen intelligenteren Ausdruck bekommt. Gleichzeitig fängt wohl auch die Akkommodation an, d. h. das Einstellen des Auges auf verschiedene Entfernung. Sehr viel später wird hauptsächlich unter Mithülfe des Gefühlssinnes die Vorstellung von der Entfernung erworben. Noch das jährige Kind greift zu kurz. Ob die Farben schon anfangs einen verschiedenen Eindruck machen, ist fraglich. Die Unterscheidung derselben wird erst nach Vollendung des zweiten Jahres gelernt und zwar werden gelb und rot eher erkannt als z. B. grün. Hiebei könnte aber die Frage aufgeworfen werden, ob das Erlernen der Farben oder der Namen die Schwierigkeit ausmache.

Bei den neugeborenen Tieren ist das Sehen ungleich besser als beim neugeborenen Menschen. Das Hühnchen pickt schon am ersten Lebenstag ganz richtig nach kleinen Krümmchen, eine einen Tag alte Ente schnappt nach einer vorübersummenden Fliege und erhascht dieselbe. Wie auch das Hühnchen schon im Ei drin piept, wenn die Stimme der Gluckhenne ertönt; also hört es schon. Die Tiere kommen viel reifer zur Welt als der Mensch. Der Mensch bringt aber unendlich viel mehr mit als das Tier, nur ist alles noch unfertig und muss sich erst entwickeln. Der Entwicklungsgang des Menschen ist ein sehr langsamer, um so grösser ist der Einfluss der Erziehung und um so sicherer die Möglichkeit der Erziehung.

Das Kind verhält sich aber nicht nur rezeptiv, sondern auch expressiv. Es lässt nicht nur die Dinge auf sich einwirken, sondern es zeigt als Individuum gleich vom Lebensanfang an nach aussen gehende Wirkungen. Von den Äusserungen seiner Seele sind wohl die Gefühle

die frühesten. Wie bereits erwähnt, überwiegen zunächst diejenigen der Unlust. Sie drücken sich schon am ersten Tage aus durch Zusammenkneifen der Augen, Runzeln der Stirn und wie allbekannt durch das Schreien, welch letzteres indes keineswegs immer der Ausdruck eines eigentlichen Schmerzgefühls ist, sondern ebensogut die Folge der Schläfrigkeit, der Übermüdung oder der mangelnden Bewegung sein kann. Die aufmerksame Mutter wird aber bald aus dem Ton der Stimme heraushören, ob das eine oder andere der Fall ist. Wie bekannt, hat das Kind zunächst keine Tränen. Das Weinen, d. h. das Schreien mit Tränenabsonderung beginnt zu verschiedener Zeit. Der früheste Eintritt möchte in der dritten Woche stattfinden. Etwas später, gegen Ende des ersten Vierteljahres, erscheint das deutlichste Zeichen einer inneren schmerzlichen Bewegung, nämlich das Herabziehen der Mundwinkel. Diese charakteristische Bewegung tritt in der Folgezeit beim Kinde schon geraume Zeit vor dem gewaltigen Einsatze des Weinausbruches ein, und oft verspürt der Erwachsene, welcher der Reflexbewegungen sonst bereits Herr geworden ist, in rührseligen Momenten in jener Gegend ein eigenümliches Zucken und Zittern.

Zu den häufigsten Unlustgefühlen gehört die Furcht. George Sand bezeichnet sie direkt als das grösste Leiden der Kinder. Weil der Säugling die Furcht nicht kennt, so hat man geschlossen, dass sie ausschliesslich erworben oder anerzogen sei. John Locke z. B. schrieb die Entstehung derselben jenen leichtfertigen Personen zur Last, deren gewöhnliche Methode darin bestehe, die Kinder zum Gehorsam zu bringen, indem sie ihnen irgend ein Schreckgespenst vormalen, das dann die dem Erzieher fehlende Autorität darstellen soll. Ohne Zweifel kann durch solch unverständiges Beginnen namentlich bei schwächlichen Kindern grosse und quälende Angst vor der Dunkelheit, vor unbekannten Geräuschen und unbekannten Personen erzeugt werden. Wenn aber ein Kind sich vor dem Ton eines mit dem Finger geriebenen Trinkglasses fürchtet oder vor dem Schnarchen einer ihm bekannten Person oder vor Tieren, bevor es deren Gefährlichkeit erkannt hat, so muss man schliessen, dass diese Furcht nicht erworben, sondern angeboren ist. Diese Einsicht ist für uns sehr wichtig; denn sie wird uns erst recht davor bewahren, den Kindern als oberste Autorität ein Phantom vorzumalen. Im Erzieher soll die Autorität stecken und durch die Festigkeit seines Willens und die Unwandelbarkeit seiner Gesinnung zum Ausdruck kommen.

Eigentliche Lustgefühle wird der Säugling kaum empfinden, höchstens den Zustand der Befriedigung nach geschwundener Unlust, z. B. bei

eingetretener Sättigung, oder wenn er trocken gelegt worden ist. Dann zeigt sein Gesichtchen das Bild des Behagens; werden dabei die Mundwinkel etwas in die Höhe gezogen, so kann man dies leicht für das erste Lächeln halten. Nichts wird aber häufiger missverstanden als gerade dieses. Als rein mimischer Ausdruck tritt es schon in der dritten Woche auf, als hörbare Äusserung des Lustgefühls frühestens in der vierten Woche; Plinius meinte, vor dem vierzigsten Tage lache kein Kind, und Darwin sah zwei Enkel in der siebenten Woche zum ersten Mal deutlich lächeln. In der Anlage ist das Lachen wohl reflektorischer Art, wie das Schreien. Dass letzteres früher eintreten muss als ersteres, ist wohl begreiflich, da es für die Erhaltung des Lebens ungleich wichtiger ist als das Lachen. — Später lächelt das Kind, wenn es von Bekannten, zumal von seiner Mutter, angelächelt wird; also ist es dann doch wieder imitativer Art wie die meisten Bewegungen des Mienenspiels. Dem Blinden, der nichts absehen kann, fehlt darum das Geberdenspiel; sein Gesicht trägt immer den gleichen, sanft lächelnden Ausdruck.

Ein ausserordentlich wichtiges Gefühl ist das Erstaunen, weil es die Vorstufe der Aufmerksamkeit ist. Wenn ein Kind in der fünften Woche zum ersten Mal die grosse Wanduhr erblickt, dann den Atem innehält und unverwandt mit den Augen der Bewegung des Pendels folgt, so ist das ein Zeichen, dass der junge Mensch nun im Begriffe ist, den Übergang von dem Zustande der unbestimmten Empfindung zu demjenigen der bestimmten und bleibenden Wahrnehmung zu machen. Dieser Schluss ist um so eher gestattet, da gerade in dieser Zeit das Gehirn anfängt, eine subtilere Ausbildung, nämlich deutlich entwickelte Windungen und wohl ausgebildete Ganglienzellen zu bekommen. Aus Wahrnehmungen bilden sich in der Folgezeit Vorstellungen, und nun kann auch der Wille in Kraft treten; denn Willensäusserungen setzen die Fähigkeit, sich das Gewollte vorstellen zu können, voraus. Nach Preyer finden die ersten Kundgebungen dieser Art, z. B. das Greifen nach bestimmten Gegenständen, im zweiten Vierteljahre statt. Die Bildung des Willens, die Übungen im Gehorsamsein können also nicht früh genug beginnen.

Eine sehr schwierige Frage ist die, wann die Verschmelzung und Verknüpfung der gewonnenen Vorstellungen beginne, d. h. wann die Begriffsbildung und das Schliessen, mit einem Wort das Denken seinen Anfang nehme. Viele glauben, das sei der Fall, sobald das Kind zu sprechen anfange. Und in der Tat ist es vornehmlich die Sprache, die uns zeigt, ob das Kind denke und was es denke. Dass aber auch des Sprechens unkundige Kinder logisch richtig operiren, das beweisen uns

vor allem aus die taubstummen Kinder, das beweisen aber auch viele Beobachtungen an normalen Kindern, die noch nicht sprechen können. Im Alter von vier Monaten bemerkte z. B. eine Kleine die einen Tag dauernde Abwesenheit ihrer Wärterin am Abend, sah überall im Zimmer umher und fing dann an zu weinen. Ein Kind von fünf Monaten zeigte, wenn es zum Ausgang gerüstet wurde, stets lebhafte Zeichen der Freude und wurde unwillig, wenn es nicht rasch genug hinaus kam. Einem Mädchen von neun Monaten wurden auf einem Spaziergang einige Schäflein gezeigt. Als es drei Wochen später an derselben Stelle vorbeikam, suchte es die Stimme der Schafe nachzuahmen, ohne dass es dieselben jetzt gesehen hätte. (Sully, S. 64.) Ganz allgemein ist bekannt, dass ein Kind Gesprochenes viel früher versteht, als es selbst die gehörten Laute, Silben und Wörter hervorbringen kann. Also treten Erinnerung, Schliessen, Denken früher auf als das zusammenhängende Sprechen und sind von diesem unabhängig.

Im Laufe des ersten Jahres bildet das Kind durch planloses Probieren der Sprechwerkzeuge zunächst Sprachlaute und zwar nicht nur die, welche sich in unserer Muttersprache finden, sondern noch viele andere. In der Reihenfolge, wie dies geschieht, zeigt sich kein Gesetz, sondern individuelle Verschiedenheit. Erst später, wenn das eigentliche Sprechen beginnt, werden die Lautverbindungen nach dem Prinzip der geringsten Anstrengung erlernt. Hierbei kann man die interessante Tatsache beobachten, dass Laute, die früher mit Leichtigkeit hervorgebracht wurden, dem Kinde in den neuen Kombinationen Schwierigkeiten bereiten. Das alles geht am Anfang des zweiten Jahres vor sich. Gleichzeitig oder oft noch früher erlernt das Kind auch das Gehen. Schon der Säugling bewegt bei jeder Gelegenheit, die ihm Freiheit lässt, seine Beinchen in regelmässigem Tempo hin und her, so z. B. wenn er sich im Bade befindet, namentlich aber dann, wenn man ihn aufrecht hinhält. Hierbei scheint es, dass die Berührung des einen Fusses mit dem Boden der Reiz ist, auf den die Vorwärtsbewegung des anderen Fusses erfolgt. Es unterliegt also keinem Zweifel, dass die Gehbewegungen auf instinktiven Antrieben beruhen, d. h. dass sie auch dann erfolgen würden, wenn das Kind dieselben niemandem absehen könnte. Die Nachahmung ruft sie also nicht hervor, sondern beschleunigt höchstens deren Eintritt, so dass jüngere Kinder oft früher stehen und gehen lernen als ihre ältesten Geschwister.

Sprechen und Gehen, diese zwei wichtigen Errungenschaften, die hauptsächlich unser Geschlecht vor anderen Geschöpfen unterscheiden, heben den jungen Erdenbürger auf eine höhere Stufe. Das Säuglings-

alter ist damit überwunden und das Kindesalter, eine gar schöne Zeit, beginnt. Durch die freie Ortsbewegung bekommt das Kind die Fähigkeit, sich mit immer neuen Gegenständen und Lokalitäten bekannt zu machen; das Mittel der Sprache führt ihm die Gedanken anderer zu. Jeder Tag bringt ihm etwas Neues. Die angeborenen Kräfte entwickeln sich gewaltig, und bald will es scheinen, als zeige das Kind dem Erwachsenen gegenüber keine prinzipiellen, sondern nur noch graduelle Unterschiede. Aber es ist doch noch ein langer Werdegang notwendig, bis sich alle Fähigkeiten ausgebildet haben. Insbesondere sind in dem Alter von zwei bis drei Jahren die höheren Nervenzentren der Gehirnrinde, die an den Prozessen des Denkens teilnehmen und die freie Tätigkeit der Phantasie reguliren und im Zaum halten, noch wenig entwickelt. Diese letztere Kraft überwuchert darum eine Zeit lang alles, so dass man ganz wohl von einer Altersstufe der Phantasie sprechen kann, wo Geschichtchen und Märchen und Belebung der toten Natur eine Hauptrolle spielen. Jetzt möchte namentlich das von jeder zwingenden Logik freie Märchen die richtige Nahrung für den Geist des Kindes sein. Und in der Tat lässt es sich die gleiche erfundene Geschichte immer und immer wieder erzählen und überträgt dieselbe in die Wirklichkeit.

Von der Phantasie erzeugt und geleitet ist auch das kindliche Spiel. Wiewohl das Kind jetzt zur Freude seiner Eltern schon weit vorgerückt ist und über gar vieles verfügt, so kann es an den Arbeiten der Erwachsenen noch nicht teilnehmen und doch möchte es seine Kräfte so gern gebrauchen. Diesem Triebe, auch etwas zu sein und eine Rolle darzustellen, entspringt das Spiel. Weil die Dinge und Geräte im Haus für das Kind fast ausnahmslos zu schwer oder dann zu kostbar sind, so bedarf es der Spielsachen. Ein Bilderbuch, eine Schiefertafel samt Griffel ersetzen ihm des Vaters Bibliothek und Schreibzeug. Während die Mutter näht und strickt, reiht es Knöpfe an eine Schnur oder flieht aus einzelnen Gliedern ganze Ketten oder näht schöne Figuren mit farbigem Faden aus und scheint dabei von seiner Arbeit gar keine geringere Meinung zu haben als von derjenigen seiner Mutter. Mit immer gleicher Freude kehrt es zu seiner Puppe zurück, weil es damit alle umständlichen Verrichtungen machen kann, die seine Mutter mit dem unterdessen angekommenen Brüderlein ausführt. So sehr vertieft es sich bei diesen Geschäften in seine „Rolle“, dass es dann nicht bei seinem Namen, sondern auch als Mama gerufen werden will.

Wenn Lubbock die Puppe als einen Bastard zwischen Kind und Fetisch bezeichnet, so möchte er wohl nicht das Richtige getroffen haben.

Die Puppe wird vom Kinde nur als Mensch behandelt und hat in seinen Augen keine übernatürlichen Eigenschaften.

Mit derselben Freude wie diese fiktiven Arbeiten verrichtet das Kind eine wirkliche, die innerhalb seiner Kräfte steht. Seine Augen leuchten, wenn es nach gelungener Ausführung irgend einer Handreichung ein kurzes Lob erhält. Als Vorstufe zur Arbeit kommt dem Spiel also eine grosse pädagogische Bedeutung zu. Die Kunst des Erziehers besteht hier hauptsächlich darin, zunächst nur das zu befehlen, was Aussicht auf Erfolg hat, damit das Kind Vertrauen in die eigene Kraft bekommt und das süsse Gefühl des Gelingens kennen lerne, dem die Lust zu weiterer Arbeit entspringt. Vor allem aus hüte sich die Mutter, der ja diese Anleitung in erster Linie zukommt, vor Ungeduld. Nie entziehe sie ihrem Kinde eine Arbeit nur aus dem Grunde, weil sie dieselbe in kürzerer Zeit selbst ausführen könnte.

Nicht nur in Taten, sondern namentlich auch in Worten kommt die freie Phantasie des Kindes zum Ausdruck. Weil es noch so wenig erlebt hat und doch so viel erzählen möchte, erdichtet es, sich an wirklich Vorgefallenes anlehnend, ganze Geschichtchen und Abenteuer. Solche Produkte sind einfach hinzunehmen als das, was sie sind, als Kindereien, die mit der wachsenden Intelligenz von selbst verschwinden. Es ist also nichts weiter dahinter zu suchen, namentlich nicht eine absichtliche, auf Täuschung berechnete Entstellung der Wahrheit. Würde man das tun, fasste man diese Phantasietätigkeit als Lüge auf, so könnte durch einen solch ungerechtfertigten Vorwurf die Sünde gerade geboren werden, wenn nicht die Naivität des Kindes noch grösser ist als die Ungeschicklichkeit des Erziehers. So meinte ein kleines Mädchen in Basel, lügen (im Dialekt li-ege) sei gleichbedeutend mit liegen. Gefährlich wäre es, wenn die Eltern an dem Erfindungsgeist ihrer Kinder einen allzu grossen Gefallen fänden und die Schwachheit besäßen, dieses zu zeigen oder gar in Gegenwart der Kinder auszusprechen. Dann würde die Korrektion durch den schärfer werdenden Geist nicht eintreten, sondern der Hang zum Phantasiren bliebe, weil er genährt wird, und es entstünde aus dem Kinde, wenn auch nicht gerade ein Lügner, so doch einer jener vielen Menschen, welche die Wirklichkeit nicht wiedergeben können, wie sie ist, sondern sie stets ausschmücken und vergrössern. Durch Beispiel und Lehre muss in dem Kinde von früh an das Gefühl geweckt werden, dass ein rechter Mensch die Dinge darstellt, wie sie sind, und die Wahrheit sagt, auch wenn sie ihm Unannehmlichkeiten bringt, und dass er stark genug sein muss, unter allen Umständen die Folgen seines Tuns zu tragen.

Die Phantasie an sich kann also der Wahrheitsliebe keinen Eintrag tun, wohl aber bringt sie das Kind durch ihre alles personifizirende Kraft in ein subjektiveres Verhältnis zu den Dingen, sie macht ihm dieselben lieber und erhöht dadurch das Interesse an ihnen, was für die Erkenntnis von grosser Bedeutung ist; sie erzeugt in ihm auch jene Anteilnahme, die auf die Menschen übertragen zum Urquell der guten Taten wird.

Wenig später als die Phantasie regt sich beim Kinde der Wissenstrieb. Er bekundet sich durch ungezählte Fragen, die besonders im dritten Lebensjahre anfangen aufzutreten. Da ist zunächst zu konstatiren, dass diese Kinderfragen von sehr ungleichem Werte sind. Viele sind der Ausdruck des Missvergnügens, des launischen Wesens, welches auf einer gewissen Nervosität beruht. Solche Fragen sind zurückzuweisen, wie aber auch die Umstände, welche die Nervosität bewirken können, wie Überreizung, beseitigt werden müssen. Ebenso hat die Frage, die sich auf Befehle bezieht, keine Berechtigung. Die wirklichen, aus dem Kausalitätstrieb hervorgehenden Fragen sollten aber nach bestem Wissen beantwortet werden. Dadurch fördert man die geistige Entwicklung des Kindes sehr und erreicht zugleich, dass die Fragen immer intelligenter werden; sind dieselben doch ein Zeichen, dass der Geist Nahrung verlangt. Und wie es eine Hauptsache ist, des Kindes körperlichen Tätigkeitstrieb stets zu befriedigen, um dasselbe zu einem arbeitsamen Menschen zu erziehen, so wird man auch seinen Wissensdurst stillen, um es zu einem denkenden Menschen zu erziehen. Hiedurch kommt es schon früh zur Erkenntnis von Ursache und Wirkung und überträgt diesen Zusammenhang auch auf das eigene Tun und Lassen, d. h. es fängt an, vor seinen Handlungen deren Folgen zu bedenken, was für die Entwicklung des Sittengesetzes von unschätzbarem Werte ist.

Verhältnismässig spät, jedenfalls nicht vor Beendigung des dritten Jahres, entwickeln sich bestimmte sittliche Begriffe. Es wäre also unnütz und unpädagogisch, jüngeren Kindern moralische Vorhaltungen zu machen, sie würden eine Berufung auf die ihnen noch unbekannten Ideen einfach nicht verstehen. Beispiel und Gewöhnung machen in diesem Alter alles aus. Das Kind lauscht sein Fühlen der Mutter, dem Vater ab, es wird in allen Lagen zu fühlen suchen, wie sie es tun, und die Frage: was werden Vater und Mutter sagen? bildet sein Wegweiser, bis ihm die Einsicht in die sittlichen Gebote, in die Gebote Gottes eröffnet wird. —

Ist es nicht eine herrliche Aufgabe, die keimende Seele des Kindes zu beobachten und deren Impulse in die richtigen Bahnen zu lenken, nach bestem Wissen, Wollen und Können?